Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 13 (1923)

Artikel: Weihnachten im Jahre 3000
Autor: Müller, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947183

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weihnachten im Jahre 3000

Von Fritz Müller.

Weihnachten war.

Ich sass in dem bequemen Lehnstuhl, der für Besucher da ist und hatte mich den ganzen Nachmittag über müde erzählt. Denn es war alter Brauch bei uns, dass der Vater nachmittags erzählte, bevor das Christkind im Nebenzimmer sein silbernes Glöckchen läutete für die Kinder und den Vater.

„Es ist Zeit — kommt herein", bedeutete dies Läuten. Die Kinder waren hinausgegangen, um von ihren alten Spielsachen ein Inventar zu machen. Das taten sie gerne. Und an den Mängeln der alten Sachen schraubten sie die Hoffnungen für die neuen in die Höhe. Gerade so, wie ich selber, als ich jung war, dachte ich lächelnd. Und dann war es mir, als wenn meine Augenlieder arg schwer würden.

Da klopfte es, ich fuhr in die Höhe.

„Komm, wir wollen jetzt in die Dschiu Dschindara gehen", sagte eine Stimme. Es war meine Frau. Aber wie sah sie aus. Das war ja eine Chinesin.

Und ich — ich sah an mir herunter — ich war ein Chinese. Ich weiss nicht, woher es kam — aber ich war nur mässig erstaunt.

„Also gehen wir in die Dschiu Dschindara", sagte ich. Aber ich hatte keine Ahnung, was das war.

Auf dem Gange standen meine Kinder nach der Reihe — lauter kleine Chinesen.

„Sollen die Kinder auch mitgehen in die Dschiu Dschindara?" fragte ich.

„Jetzt, so eine Frag", sagte meine Frau und machte schiefe Augen, ganz wie ein Chinese.

Auf der Treppe trafen wir Frau Schragmeier, unsere Nachbarin. Sie war auch chinesisch, sie und ihre Kinder.

„Aha", sagte sie, „geht's auch auf die Dschiu Dschindara? Da können wir ja miteinander gehen." Und im Heruntergehen sagte sie:

„Ich bin froh, dass die Dschiu Dschindara jetzt von der Stadt besorgt wird. Da haben wir doch zu Hause nicht die Schererei."

„Nun", sagte meine Frau und sah sich vorsichtig um, „ich muss sagen, mir war die Schererei zu Hause früher lieber."

„Pst", sagte Frau Schragmeier, „dass Sie fei niemand hört. Sie wissen doch, Kritik an der Kwiang Kuang wird streng bestraft.

„An der was?" fuhr ich dazwischen.

„An der Kwiang Kuang", wiederholte Frau Schragmeier erstaunt und zu meiner Gattin hin gewendet: „Ihr Mann ist aber g'spassig — der tut ja grad so, als ob er nicht einmal wüsst, was die Kwiang Kuang ist."

„So sind halt die Männer", sagte meine Frau, „die sind immer ganz wo anders, wenn wir Frauen sprechen. Wo ist denn übrigens Ihr Mann, Frau Schragmeier?"

„Der ist vom Oberbonzen als Arrangeur für die Dschiu Dschindara bestellt worden, wissen Sie."

Dann waren wir auf der Strasse. Und die sah sonderbar genug aus. Wir traten auf einen rollenden Gehsteig. Von diesem auf einen andern, welcher schneller ging und schliesslich auf einen dritten, welcher pfeilschnell die Strasse entlang schoss. Ich muss bekennen, dass ich eine Zeit lang furchtsam vor dem dritten stand, bis mich meine Frau mit einem sanften Schub hinaufbeförderte, wobei ich stolperte.

„Ich weiss nicht, was der alte Dattel heute wieder hat", sagte meine Frau. Und Frau Schragmeier wackelte mit dem Kopfe dazu.

„Was ist Dschikaifo?" sagte ich energisch.

„Na, sehen Sie's jetzt," sagte meine Frau zur andern, „jetzt will er nicht einmal wissen, was Dschikaifo ist — lustig will er sich über uns machen, das ist alles. Ich werde doch meinen alten Dschappakiri kennen."

„Deinen was?" sagte ich noch energischer.

„Nun hör aber auf", sagte meine Frau, „und verstelle Dich nicht so, sonst gehen wir allein auf die Dschiu Dschindara."

„In Gottes Namen," wollte ich schon sagen und mich von der Kauderwelscherei drücken — aber, aber — wie kam ich allein von dem vertrackten rollenden Gehsteg wieder herunter? Also schoss ich friedlich weiter mit den Meinigen.

„Dort ist der Kasifudschi", sagte meine Frau.

Und dann kam ich unter Beihilfe meiner Kinder, die sich kugeln wollten vor Lachen, glücklich auf den mittleren Gehsteig, um dann mit vielen anderen Leuten in eine Riesenhalle einzutreten. Alle Menschen waren chinesisch angetan.

„Ihre Nummer", sagte ein Chinese am Eingang zu mir. — „Meine Nummer?" stotterte ich, „ich habe keine Nummer."

„Nummer zweiundsechzigtausenddreihundertachtundfünfzig", sagte meine Frau empört.

Darauf drückte der Mann auf einen Knopf. Die Nummer 62358 auf einem Messingschilde schnellte mehrmals heraus. Und die bekamen wir alle um den Hals gehängt. Frau Schragmeier konnte ich nicht mehr sehen. Die war wo anders eingetreten.

Wir aber wurden von einem chinesischen Beamten weiter geschoben bis zur sechzigsten Tausender Reihe. In dieser ging es weiter durch den ungeheuren Saal, bis wir an einen Kasten Nummer 358 kamen. Der hatte sechs Schubladen: a, b, c, d, e, f, eine für jedes Familienglied offenbar.

Da stellten wir uns auf. Neben uns und vor und hinter uns wimmelte es von andern aufgestellten Leuten. — Jetzt sahen wir alle nach der Mitte des Saales. Dort war auf einer Art Kanzel ein umfangreicher Mann sichtbar.

„Der Oberbonze", flüsterte meine Frau.

„Wir singen jetzt den Dschiu Dschindarachoral", brüllte er durch ein Schallrohr nach allen Richtungen. Darauf sang er den ersten Vers vor. Er begann so: „Dschin Dschon Dschinemen . . ."

„Soll das vielleicht ein Weihnachtschoral sein?" fragte ich meine Frau.

„Um Gotteswillen sag das Wort nicht", gab sie leise zurück, „es ist doch verboten, Dschiu Dschandarachoral heisst es doch."

Und dann hob der umfangreiche Oberbonze sein Elfenbeinstäbchen in die Höhe — da erstrahlten hundert Tannenbäume an den Wänden im kalten Glanze elektrischer Glühbirnen. Gott sei Dank, es waren wenigstens noch Tannenbäume.

Aber sonderbares Flitterzeug hing daran: Papierfähnchen, Ringellocken und andere Dinge, die ich gar nicht kannte. Von den Spitzen aller hundert Bäume aber streckte ein grosser gelber Papierdrache seine rote Zunge weit in den Saal hinein. An den Bäumen keine Spur von Süssigkeiten, die man schnabulieren konnte.

Eben wollte ich etwas Aergerliches sagen, da ging das Stäbchen zum dritten Male in die Höhe und ein paarmal hunderttausend Hände fuhren im Takt nach ihren Kästen. Die sprangen auf — alle zugleich — und da lagen die Geschenke, die behördlich für einen bestimmt waren. Lauter Fabriksachen waren es, lauter nützliche, und auf jedem Stück war ein gelber Drache.

Und es war ein geschäftiges Räumen und Zerren in dem Saale — ein Getuschel war und ein Gezischel — aber kein einziger Jubellaut von einem Kinderstimmchen. Auch meine Kinder sagten nichts. Sie hatten ihre Sachen schon unterm Arm. — „Vater, Du hast ja dein Dschiu Dschindarabuch in der Lade liegen lassen", sagte mein kleines Töchterchen.

Da nahm ich das Buch und schlug es auf. Es war ein Geschichtsbuch. Auf gut Glück las ich eine Stelle:

„Im Jahre 2553 nahmen die Chinesen von Europa Besitz und schufen endlich geordnete Zustände. Sie reformierten bis heute, d. i. bis zum Jahre 3000." — Hier klappte ich das Buch wütend zu und rief:

„Komm Frau, kommt Kinder, wir wollen aus diesem miserablen chinesischen Dschiu Dschindara nach Hause gehen und dort ein vernünftiges Weihnachten feiern". —

Weiter kam ich nicht. Knallgelbe Polizisten sprangen auf mich ein und fassten mich beim Kragen. Ich wehrte mich. Meine Frau rang die Hände. Meine Kinder schrien. Da glitt ich aus und fiel mit einem ordentlichen Krach zu Boden . . .

Als ich wieder aufsah, fand ich mich in meiner Studierstube neben meinem Lehnstuhl auf dem Zimmerboden sitzen. Meine Kinder tanzten einen Indianertanz um mich und riefen:

„Hurrah, der Vater ist vom Lehnstuhl herunter gefallen, hurrah!"

Und ich rieb mir die Augen und konnte mir gar nicht erklären, warum meine Kinder keine kleinen Chinesen mehr waren. Und dann ging in dem Gelärme die Türe auf. Da stand meine Frau ganz unchinesisch und rief lachend:

„Aber Vater, nun machst Du mit den Kindern solchen Lärm, dass ihr gar nicht gehört habt, wie das Christkindchen schon dreimal geläutet hat — kommt, kommt geschwind — sonst ist das Christkind beleidigt!"

Und hinaus stürmten wir alle über den Gang in die Weihnachtsstube. Da aber stand der alte liebe Lichterbaum, über und über mit Leckerli behangen und an der Spitze ein goldner Stern und ein silbernes Christkindel.

Und meine Kinder sprangen vor ihren Geschenken jubelnd in die Höhe und dann sangen wir:

„Stille Nacht, heilige Nacht . . . . ." — und mir rannen die Tränen über die alten Backen. Da sagte meine Frau: „Was hast Du nur heute, Alter, so gerührt warst Du noch nie gewesen?"

Ich aber sagte: „Nicht wahr Kinder, das ist eine rechte Weihnacht und keine Dschiu Dschindara?"

Die Kinder lachten.

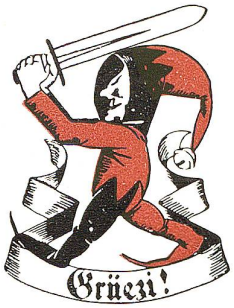
„Und die Weihnacht feiern wir zu Hause und nicht in der Kasifudschi durch den Kwiang Kuang?"

Die Kinder lachten noch mehr. „Der Vater macht wieder Sparifankerln", riefen sie fröhlich.

„Und nicht wahr, im ganzen Hause gibt es keinen Drachen?"

Hier aber hob meine Frau drohend lächelnd den Finger.

„Du gelt, Alter," sagte sie, „mach keine schlechten Witze am heiligen Abend . . ."



Nebelspalter

Schweizerische humoristisch-satirische Wochenschrift

Druck und Verlag von E. Löpfe-Benz in Rorschach

Redaktion: Paul Altheer, Zürich.

PRESSE-URTEILE ÜBER DEN NEUEN NEBELSPALTER

Neue Zürcher Zeitung: ... Die Nummern beweisen, daß es dem neuen Verleger ernst damit ist, aus dem Blatte eine gediegene, vornehm ausgestattete und gut illustrierte Zeitschrift zu machen, an der auch Leute ihre Freude haben können, die in humoristischen Dingen einige Ansprüche stellen ...

Volksrecht Zürich: .... ein wirklich satirisch-humoristisches Wochenblatt von literarischem Wert.

Der Landbote, Winterthur: ... Schon äußerlich hat er ein modernes Gewand angezogen, in welchem er sich unter Witzblättern mustergültiger Art ruhig mittummeln darf. In Technik und Mannigfaltigkeit der Illustrationen vor allem zeigt er eine erfreuliche Frische und kecke Modernität. Die Zeichnungen und Farbenstücke stehen den Leistungen eines Simplizissimus kaum nach. Und was erst den Text anbelangt, so hat der Aufruf des Neuen, ihn von allen Seiten zu assistieren, ein vielseitiges Echo gefunden. Paul Altheer, der geborene Witzbold und Satiriker, sieht sich von einem wackeren Harst von Mitstreitern wider Philisterei, Muckerei, Schnorrenwagnerei und alle anderen „eien" umgeben, die des Gelächters der Edelsten wert sind. Wie es jedem Witzblatt wohl ansteht, finden wir da und dort auch eine Perle seidener Pikanterie und bummlerischer Genießerei, als Pritschenschlag ins strenge Antlitz der flanellenen Wohlgesetztheit und leinenen Moral. Dann und wann ein ernsterer Ton in gereimter Fassung ziert den übermütigen Grundton dieser närrischen und geißelnden Symphonien. Dem frischen Wagemut des Nebelspalters wünschen wir das „halb gewonnen". Halten wir etwas darauf, daß wir punkto Humor und Satire von keiner fremden Quelle abhängig sind.

Solothurner Zeitung: ... Der Nebelspalter hat einen neuen Weg eingeschlagen, das künstlerische Niveau der Beiträge ist bedeutend gehoben, hervoragende Namen zieren die Mitarbeiterliste. Der Nebelspalter darf sich von heute an getrost die Auszeichnung „schweizerischer Simplicissimus" beilegen.

St. Galler Tagblatt: ... Die Nummern beweisen die starke Aufwärtsentwicklung aufs Beste. Es weht ein gut schweizerischer Wind durch das Blatt, das überall aufgelegt werden darf. Im Nebelspalter haben wir eine satirische Wochenschrift erhalten, die für uns ebensoviel bedeutet, wie für Deutschland die Jugend. ... Schweizer! unterstützt das einheimische, literarisch-satirische Wochenblatt, weil es unsern Verhältnissen gerecht wird.

Ostschweiz, St. Gallen: Die Nummern präsentieren sich vorzüglich und zeigen, daß der Klimawechsel dem Nebelspalter nur von Vorteil war.

Nationalzeitung, Basel: ... Das Blatt hat in seiner neuen Ausstattung sehr gewonnen es verdient die Unterstützung aller, die an guter geschmackvoller humoristisch-satirischer Kunst ihre Freude haben.

Basler Nachrichten: ... Namhafte Dichter und Künstler aus allen Teilen des Landes haben sich bereit gefunden, durch ihre aktive Mitarbeit dem, einem heilkräftigen Jungbrunnen entstiegenen Nebelspalter ein gutes Ansehen und ein respektables Aussehen zu verleihen.

Instruktionsstunde: „Was ischt 's wertvollst Instrument, wo me'n em Soldat i d'Hand git?" — „d'Gamelle, Herr Oberlütenant."

(Illustrationsprobe aus dem Nebelspalter.) — Zeichnung von E. Morgenthaler.

Neuerscheinungen des Nebelspalter-Verlages

Nebelspalter-Almanach

1923

80 Seiten in 8°, reich illustriert
Fr. 1.20.

Press-Urteile über den Nebelspalter-Almanach

Neue Berner Zeitung:

Der Nebelspalter-Almanach 1923 bringt angenehm leichte Kost in Wort und Bild. Wir erwähnen nur die satirischen Monatsgedichte von Paul Altheer, „Die Spieldose", eine Geschichte, die erzählt, wie aus einer Lehrmaschine ein beliebter Lehrer wird, Christian Wurstisens Gedicht, das berichtet, wie der Verfasser sein seelisches Gleichgewicht nicht durch eine Analyse, sondern durch eine Annaliese wiedererlangt hat, Emil Hüglis satirisches Gedicht „Der Brüllaff und das Ratskollegium", eine indische Legende und eine japanische Humoreske, die Geschichte von der Kerze, der Lampe und der Glühbirne, die Geschichte von der sprachlosen Katze usw.

Neue Zürcher Zeitung:

Der Verleger des „Firlefanz", E. Löpfe-Benz, wartet mit einem gefälligen, gut illustrierten Nebelspalter-Almanach 1923 auf. Eine Reihe tüchtiger Mitarbeiter des Stiftes und der Feder kommen mit zumeist wirklich humorvollen Beiträgen in diesem handlichen Bändchen zu Wort, das Paul Altheer redigierte und mit Kalendarium mit eigenen zeitgemäßen Monatsgedichten beehrte. Was der neue Nebelspalter, der jüngst auch mit einer, Politik und Satire ganz ausschaltenden, freundlichen Weihnachtsnummer erschien, anstrebt und zum Teil auch schon erreicht hat, davon gibt dieser Almanach ein anschauliches Bild. Dem Nebelspalter ist eine weitere zielbewußte Entwicklung zu wünschen; sie wird bei allseitiger Unterstützung und Mitarbeit sicherlich nicht ausbleiben und darf es auch nicht, denn wir haben eine gute, unabhängige nationale Wochenschrift humoristisch-satirischer Färbung nötig.

Firlefanz

Humor und Satire in Versen
von
Paul Altheer

mit grotesker Umschlagzeichnung von O. Baumberger.
96 Seiten in 8°. — Fr. 3.—

„Humoristica helvetica". Unter diesem Titel schreibt die „Neue Zürcher Zeitung" folgendes Urteil über den Nebelspalter und die beiden letzten Neu-Erscheinungen seines Verlages:

„Wenn man von den wenigen spricht, die in unserm Lande den Acker des Humors berufsmäßig pflügen — die krittelnden Eidgenossen machen ihnen die Arbeit nicht leicht —, so wird man Paul Altheer nicht vergessen. Er erscheint eben mit einem neuen witzigen Erntestrauß „Firlefanz" auf dem Plan, welche Sammlung humoristisch-satirischer Gedichte seines Redakteurs der „Nebelspalter" in Rorschach geziemend in Verlag nahm. Das groteske Umschlagsbild zeigt u. a. einen Dichter auf dem Pegasus, die nackten Füße in hölzernen Aelplersandalen, den Oberkörper in einem taillenengen Röcklein, mit neckischem Kravättchen. Das ist Altheer, nicht in effigie, aber nach seinem geistigen Habitus: Denken und Fühlen hat er mit seinen Landsleuten gemein, Witz und Spott schärft er am tauben Gestein, das zwischen den rotweißen Grenzpfählen herausfordernd aufragt, die sprachliche Formulierung des Gedachten und Geschauten dagegen ist nicht ausgesprochen schweizerischer Art. Ein Ruf nach Dialekt? Beileibe nicht. Wer aus innerm Drang und auf eigenen Füßen in den Pfaden Buschs und Morgensterns wandelt wie Altheer, darf den einheimischen Jodler ungesungen lassen. Und Firlefanz vor allem untersteht keiner bestimmten Obrigkeit.

«DIE SCHWEIZ»

Illustriertes Jahrbuch
1923

Der 230 Seiten starke, vornehm ausgestattete Band tritt an Stelle der illustrierten Monatsschrift „Die Schweiz"; er enthält literarische Beiträge erster Autoren unseres Landes, wie Jakob Boßhart, Konrad Falke, Heinrich Federer, Albert Steffen, Ernst Zahn etc. Aufsätze von Gottfried Bohnenblust, Charly Clerc, Ernst Delaquis, Jonas Fränkel, Paul Gygax, Edgar Steuri, Hans Trog, Maria Waser, S. Zurlinden, sowie ein Kalendarium nach Entwürfen von Eduard Stiefel und Fritz Widmann, unveröffentlichte Briefe von Heinrich Zschokke und Jeremias Gotthelf und 14 zum Teil mehrfarbige Kunstbeilagen.

Preis mit Porto Fr. 10.50
Ueberall erhältlich, sowie direkt beim Verlag
A.G. Verlag «Die Schweiz»
Zürich - Zwingliplatz 3